Muriel Spark

Weit weg von Kensington

ROMAN

Aus dem Englischen von
Otto Bayer

Mit einem Nachwort von
Ali Smith

DIOGENES

Die Originalausgabe erschein 1988 bei Constable,
London, unter dem Titel ›A far Cry from Kensington‹
Covermotiv: Design von Burkhard Finken
Die deutsche Erstausgabe erschien 1989 im Diogenes Verlag
unter dem Titel ›Ich bin Mrs. Hawkins‹
Übersetzung des Nachworts: Marion Hertle
Copyright © Diogenes Verlag

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Modern Classics.

www.diogenes.ch/modernclassics

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
20/26/852/1
ISBN 978 3 257 07387 4

Erstes Kapitel

So groß war der Lärm am Tag, dass ich bei Nacht oft wach dalag und der Stille lauschte. Endlich schlief ich, von Lautlosigkeit erfüllt, zufrieden ein, doch solange ich wach war, genoss ich es, die Dunkelheit zu erleben, die Gedanken und Erinnerungen, die süßen Vorfreuden. Ich konnte die Stille hören. Schon damals, zu Beginn der Fünfzigerjahre dieses Jahrhunderts, war mir die Schlaflosigkeit zur Gewohnheit geworden. Schlaflosigkeit ist nichts Schlechtes an sich. Man kann in der Nacht wach liegen und denken; die Qualität der Schlaflosigkeit hängt ganz davon ab, woran man zu denken beschließt. Kann man Denken beschließen? Ja, man kann. Meist kann man sein Denken richten, worauf man will. Man setzt sich etwa friedlich vor den dunklen Fernseher und schaut sich einfach gar nichts an; und früher oder später macht man sich sein eigenes Programm, viel besser als die Massenproduktionen. Das macht Spaß, Sie sollten es versuchen. Sie können sich dann auf die Mattscheibe holen, wen Sie wollen, allein oder in Gesellschaft, ihn sagen und tun lassen, was Sie möchten, und selbst mitten dazwischen sein, wenn es Ihnen so lieber ist.

Bei Nacht lag ich wach und betrachtete die Dunkelheit, lauschte der Stille, malte mir die Zukunft aus, pflückte mir aus der Vergangenheit die Stückchen heraus, die ich über-

sehen hatte, jene verschmähten Ereignisse, die jetzt in den Vordergrund traten, groß und wichtig, sodass die Schwere des Schicksals nicht mehr auf den derzeitigen Problemen meines Lebens lastete, worin sie auch immer bestanden (denn wer lebt schon alle Tage ohne Probleme? Warum die Nächte auf sie verschwenden?).

Oft ist es ein weiter Weg von Kensington und den frühen Fünfzigern, diesem Schauplatz meiner Wachträume. Doch selbst wenn ich jetzt nach London, nach Kensington, zurückkehre und das Taxi bezahlt habe und von den Menschen, die dort warten, begrüßt worden bin und Freunde angerufen und die Post geöffnet habe, finde ich in dieser Nacht wieder meine Stunden süßer Schlaflosigkeit und weiß, dass es ein weiter Weg von jenem Kensington der Vergangenheit ist, jener Old Brompton Road, jener Brompton Road, jenem Brompton Oratory; ein weiter Weg. Meine Nachtgedanken verweilen oft bei jenen Nachtgedanken der Vergangenheit, wie ja auch mein damaliger Alltag eine Beziehung zu meinem Tun von heute hat.

Es war 1954. Ich wohnte möbliert in einem hohen Haus in South Kensington. Vor ein paar Jahren erschrak ich einmal, als ein Freund von »dieser Pension unweit der U-Bahn-Station South Kensington, wo du früher gewohnt hast« sprach. Milly, die Hausbesitzerin, hätte die Bezeichnung »Pension« empört zurückgewiesen, aber es wird wohl doch eine gewesen sein.

Milly war sechzig Jahre alt und Witwe. Jetzt ist sie schon weit über neunzig und immer noch die alte Milly.

Das Haus war eine Doppelhaushälfte, und nur ein Meter trennte die frei stehende Seite vom Nachbarhaus. Es stan-

den je achtzehn Häuser gleicher Art auf beiden Straßenseiten. Hinter schmiedeeisernen Törchen führte jeweils ein kurzer Weg zwischen Kiesstreifen und Blumenbeeten, von fleckigen Rhododendren gesäumt, zu einer Haustür mit zwei Scheiben aus gemustertem Glas. Milly Sanders' Mieter hatten alle einen Schlüssel zu dieser Haustür, die in eine kleine Eingangsdiele führte. Milly selbst bewohnte das Erdgeschoss. Wenn man hereinkam, war rechts eine Flurgarderobe mit Spiegel, Kleiderhaken und Schirmständer; auf einer ihrer Ablageflächen stand das Telefon. Links war Millys gute Stube mit Erkerfenster, die nur für Besuch da war. Weiter hinten begann die Treppe, die zu den Mieteretagen führte, und links von dieser Treppe führte ein kurzer Gang in Millys Wohnzimmer, Küche, Schlafzimmer mit angrenzendem Wintergarten und in den Garten hinterm Haus, der für Londoner Verhältnisse recht schön und groß war. Diese Straßen waren für Kaufmannsfamilien des vorigen Jahrhunderts angelegt worden.

Im ersten Stock waren ein Bad und möblierte Zimmer, vermietet an zwei Alleinstehende und ein Ehepaar. Im vorderen Wohnschlafzimmer, das auch ein Erkerfenster und eine angebaute Küche hatte, wohnte das Ehepaar, Basil Carlin und seine Frau Eva, beide auf die Vierzig zugehend und kinderlos. Eva arbeitete halbtags als Kindergärtnerin. Basil war nach eigener Definition technischer Buchhalter. Die Carlins waren außergewöhnlich stille Leute. Kaum hatten sie die Tür hinter sich zu, drang von dort nie ein Laut heraus, selbst nicht nach Mitternacht, wenn die natürlichen Geräusche des Hauses bis zum Morgen verstummt waren.

Neben den Carlins kam ein großes Zimmer mit Blick auf den Garten. Es hatte ein Waschbecken und einen Gaskocher mit dem üblichen schwarzen Blechkasten daneben, mit Schlitzen für Shillings und Pennies. Hier wohnte und arbeitete Wanda, die polnische Schneiderin, deren Leidensfähigkeit an Gier grenzte. Aber Wanda Podolak war eine großmütige Seele, obwohl sie sich nie zu einem Augenblick des Glücks bekennen konnte. Sie hatte viel Besuch, teils Kundinnen – ihre Damen, wie sie sagte –, die sich redselig ihre Kleider anmessen ließen, teils Landsleute, darunter einige, die sie als Feinde bezeichnete. Die meisten Besucher kamen ab sechs Uhr abends, wobei nach Feierabend die Kunden den Vorzug vor Freunden und Feinden bekamen, die auf dem Flur warten mussten, bis die Anproben vorbei waren. Wenn Wanda Gäste hatte, blieb ihre Arbeit nicht liegen; immer wieder summte ihre Nähmaschine in die volltönenden polnischen Männerstimmen hinein, das Kreischen der Frauen und das Klappern der Tassen und Untertassen, wenn Tee gemacht wurde. Auf Polnisch klang die Unterhaltung umso lauter, als niemand, der an Wandas Tür vorbeikam, ein Wort verstehen konnte.

Nach hinten hinaus befand sich in diesem ersten Stock noch ein kleineres Zimmer, in dem Kate Parker wohnte, die fünfundzwanzigjährige Bezirksschwester, klein, dunkel, dicklich, mit runden schwarzen Vogelaugen und blitzenden weißen Zähnen. Sie war eine echte Cockney. Sie vibrierte förmlich vor Energie, und sicher war sie sehr couragiert. Kate war häufig abends dienstlich unterwegs, aber an den wenigen Abenden, die sie zu Hause war, putzte sie ihr Zimmer. Sie nahm es sehr gründlich und genau mit dem

Putzen, nicht nur dem eigenen; wenn sie zu jemandem ins Zimmer kam, egal ob zum Fiebermessen oder nur zum Tee, sagte sie oft höflich: »Sie haben ein hübsches, sauberes Zimmer.« Sagte sie das nicht, dann war das Zimmer eben nicht sauber. Kate haßte Bakterien, sie waren Teufelswerk. Wenn sie also abends zu Hause war, schleifte sie ihre Möbel auf den Flur und schrubbte ihr Linoleum mit Dettol. Sie hätte auch die Möbel desinfiziert, wären sie nicht Eigentum unserer Wirtin gewesen. Bei aller Langmut hatte Milly sich denn doch dagegen aufgelehnt, dass ihr Tisch, Stühle und Bett auch nur mit einem Lappen abgewischt wurden, der mit diesem Zeug getränkt war; es reiche ja wohl, meinte sie, wenn nach Kates Geschrubbe jedes Mal das ganze Haus nach Klinik rieche. Zum Reinigen der Möbel gab sie Kate Lavendelöl. Am Rumpeln und Schleifen des Mobiliars und den gemischten Desinfektions- und Lavendeldüften erkannte man jedenfalls unfehlbar, an welchen Abenden Kate zu Hause war. Wenn sie erst das Geld zusammengespart und eine eigene Wohnung habe, schwor Kate, so komme ihr da nur weiß lackiertes, abwaschbares Holz hinein. Kate war eisern mit ihren Spargroschen und sehr stolz darauf; sie brachte alles auf die Post. In ihrem Zimmer hatte sie etliche Schächtelchen im Regal stehen, die das benötigte Kleingeld enthielten. »Strom« stand darauf und »Gas« und »Bus« und »Essen«, »Telefon« und »Sonstiges«. Nach dem Putzen und Möbelrücken manikürte Kate sich, bevor sie zu Bett ging, sehr sorgfältig die Fingernägel. Dann legte sie mit besonderer Akkuratesse ihre Kleider für den nächsten Morgen zurecht. Manchmal ließ sie sich vor dem Zubettgehen noch zu einem Sherry oder Whisky überreden, doch stets mit einem

ernsten Seufzer, als wollte sie zu verstehen geben, dass sie dieses Zeug ja eigentlich nicht trinken dürfe, es könne einen Menschen ruinieren.

In dem Stockwerk darüber wohnte ich in einem Dachzimmer mit schräger Decke. Es hatte einen Herd und ein Spülbecken; in einer Ecke war eine Einbaudusche; unter die schräge Wand war ein niedriger, tiefer Geschirrschrank eingebaut.

Auf dieser Etage befanden sich noch ein Gemeinschaftsbad und zwei weitere Zimmer, und in einem von ihnen wohnte die junge Isobel, die ein eigenes Telefon im Zimmer hatte, damit sie allabendlich ihren Daddy in Sussex anrufen konnte; nur unter dieser Bedingung hatte Isobel nach London kommen und hier als Sekretärin arbeiten dürfen. Manchmal telefonierte Isobel einen ganzen Abend lang, nicht nur mit ihrem Daddy, auch mit ihrem großen Bekanntenkreis, und ihre Stimme sang und trällerte durch die dünnen Wände die Rezitative und Arien ihrer Tageswerke.

Das andere, noch kleinere Zimmer im Dachgeschoss hatte ein Fenster zum Garten. Ein Medizinstudent wohnte darin, William Todd, dessen akustische Daseinsäußerungen aus seinem Radio stammten, das oft auf die klassische Musik des Dritten Programms eingestellt war. So könne er besser lernen, behauptete er.

Manchmal gab ich eine Party, und das legte dann wohl Zeugnis für mein Dasein ab. Davon abgesehen war ich ziemlich ruhig, sofern ich nicht überhaupt den Abend außer Haus verbrachte. Im Allgemeinen aber ging ich, wenn ich zu Hause war, nach unten und unterhielt mich mit Milly. Sogar in Millys Erdgeschosswohnung ging es oft sehr laut

zu, denn Reparaturen und sonstige Arbeiten am Haus wurden abends von einem Mr Twinny erledigt, der ein paar Häuser weiter wohnte. Dass Mr Twinny nach getaner Tagesarbeit zum Hämmern und Schaben hierherkam, hatte seinen Grund darin, dass reguläre Firmen und Handwerker in Millys Etat nicht drin waren. Wenn Mr Twinny tapezierte, breitete er die Tapeten auf einer aufgebockten Arbeitsplatte aus, und Milly rührte derweil mit Mehl und Wasser den Kleister an und brachte ihn zu Mr Twinny, der ihn dann auf das Papier schmierte. Oder er machte mit viel Getöse einen Abfluss frei, während Millys Fernseher dröhnte und ich mit einer Tasse Tee dabeisaß und zuschaute.

Wie alle im Haus oder auch im Verlag nannte Milly mich nie beim Vornamen. Obwohl ich mit achtundzwanzig noch eine junge Frau war, kannte man mich überall nur als Mrs Hawkins. Es schien mir so natürlich und war auch meiner Umgebung offenbar so natürlich, dass ich damals gar nicht auf die Idee kam, es anders zu wollen. Ich war Mrs Hawkins, eine Kriegswitwe. Als Mrs Hawkins hatte ich etwas an mir, was Zutraulichkeit weckte. Ich war mir dessen im Übermaß bewusst, und Übermaß bestimmte auch den Eindruck, den ich allenthalben machte. Ich hatte einen gewaltigen Umfang, mächtige Muskeln, einen Riesenbusen, breite Hüften, stämmige lange Beine, einen ballonförmigen Bauch und ein ausladendes Hinterteil; ich schleppte mit meinen einsachtundsechzig ein enormes Gewicht herum und war dabei kerngesund. Natürlich lag es zum Teil an dieser äußeren Erscheinung, dass Leute sich mir anvertrauten. Ich wirkte so beruhigend. Auf Fotos aus dieser Zeit sieht man mich mit Mondgesicht, üppigem Doppel-

kinn und verschlafenen Augen. Es sind Schwarzweißbilder. Als Farbfotos würden sie zeigen, dass meine Formen, Augen und Teint eines Rubens würdig gewesen wären. Und ich war Mrs Hawkins. Erst später, als ich abzunehmen beschloss, bekam ich sofort zu spüren, dass mir die Leute, Männer wie Frauen, nicht mehr so ohne Weiteres ihre Gedanken anvertrauten. Bei der Gelegenheit will ich Ihnen verraten, dass Abnehmen ganz leicht ist, wenn man außer dem Fett nicht noch andere Probleme hat. Essen und trinken Sie, was Sie immer essen und trinken, aber nur halb so viel. Stellt man Ihnen einen vollen Teller hin, so lassen Sie die Hälfte darauf; wenn Sie sich selbst auftun, nehmen Sie gleich nur die Hälfte. Sind Sie ein Perfektionist, so können Sie nach einiger Zeit auch davon wieder nur die Hälfte nehmen. Die Willenskraft, sofern sie eine Rolle spielt, sollten Sie sich als etwas vorstellen, was nie in der Gegenwart, nur in Zukunft und Vergangenheit existiert. Eben noch haben Sie beschlossen, etwas zu tun oder zu lassen, und im nächsten Augenblick haben Sie es schon getan oder gelassen; einzig so geht man mit Willenskraft um. (Nur unter unmenschlichem Stress existiert Willenskraft auch in der Gegenwart, aber das ist ein anderes Thema.) Ich gebe Ihnen diesen Rat gratis; er ist im Preis für dieses Buch mit inbegriffen.

Wie dem auch sei, ich fühlte mich im Jahre 1954 jedenfalls wohl in meinem Fett und galt allgemein als »wunderbare Frau«, obwohl ich noch niemals irgend etwas Wunderbares getan hatte. Man verehrte mich ob meiner Fülle und der rundum mütterlichen Erscheinung. Einmal stand eine junge Frau, die vermutlich älter war als ich, im Bus auf und bot mir ihren Platz an. Sie bestand darauf. Ich merkte,

dass sie mich für schwanger hielt, und nahm huldvoll an. Ich erfreute mich allseitiger Zuneigung. Ich war Mrs Hawkins.

Zwischen elf und zwölf Uhr nachts wurde das Haus allmählich stiller und verstummte schließlich ganz. Hin und wieder gefiel es den Leuten von nebenan, einem jungen Zyprioten, der sich als »Händler« bezeichnete, und seiner englischen Frau nebst Schwägerin, in ihren Garten hinauszugehen und einen Familienkrach zu veranstalten oder wie sie selbst es nannten, wenn sie sich anderntags entschuldigten, eine kleine Meinungsverschiedenheit auszutragen. Das ging dann immer die ganze Nacht, aber es kam selten vor. Im Allgemeinen wurde um Mitternacht zum letzten Mal die Toilettenspülung betätigt – »Das war Basil«, sagte Milly –, dann schlief das Haus.

Ich lag im Bett und sog die Stille in mich hinein. Das Schweigen war wirklich, es tat meinen Ohren wohl, zumal ich in meinem inneren Ohr noch einmal die Geräusche des vergangenen Tages vernahm. Nun, da sie verstummt waren, konnte ich mir ihren Sinn zusammenreimen. Und so begann einer dieser vielen Nachtgedanken, an die ich mich jetzt erinnere, damit, dass ich aufwachte und diese Stille, mit der ich meine Erzählung begonnen habe, richtiggehend genoss, sie geradezu hören konnte. Meine Arbeitsstelle war die lauteste, die ich je gekannt habe, und ich werde sie zu gegebener Zeit beschreiben. Jetzt will ich nur sagen, dass die Stille, die mir beim Aufwachen ins Bewusstsein drang, mir eine andere Stille aus meiner Kindheit in Erinnerung rief, als ich bei Verwandten in Afrika zu Besuch war: Wir

waren mit dem Auto von Bulawayo zu den Victoria-Fällen gefahren. Die Natur lag stumm in der Hitze des Tages. Als wir uns dem wuchernden Wald am Sambesi näherten, senkte sich an einem bestimmten Punkt eine noch tiefere Stille herab und machte mir bewusst, dass die bisherige Stille nur Illusion gewesen war.

Milly hatte John Sanders, ihren Mann, Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in ihrem heimischen Cork kennengelernt, wo er als Soldat stationiert war. Millys Mutter war Witwe und hatte einen Kramladen mit zwei Marmortischen, an denen auch Ginger Ale und Limonade serviert wurden. Hierher kam der junge Sergeant John Sanders oft, um Zigaretten zu kaufen und ein Schwätzchen zu halten. Eines Tages lud er Milly zum Tanz ein. Milly hinterm Ladentisch sah ihre Mutter an, die nickte. »Ja, du darfst«, hieß dieses Nicken, wie Milly mir erklärte.

Milly hatte eine große Erzählgabe. Einmal sagte ich ihr das; da sah sie mich so bestürzt, so zweifelnd an, ob ich das wohl ernst meinte oder nur sagen wollte, ihre Geschichten seien gewiss nicht wahr, dass ich nie mehr ihre Erzählkunst lobte. Ich hörte nur noch zu und registrierte, wie sie mit einer kleinen, am rechten Platz eingefügten Nebensächlichkeit und durch die bildhafte, treffende Wortwahl, in der fast alle Iren Meister sind, eine Szene lebendig machen konnte. Sie verzichtete auf irische Flunkerei, sie übertrieb nie. Ich konnte Milly stundenlang zuhören.

Als ich sie kennenlernte, war sie eine bildhübsche Frau von sechzig und hatte dichtes, schimmerndes Silberhaar und ein feines Gesicht. Sie war bestimmt einmal eine Schön-

heit gewesen, aber jedes Kompliment wegen ihres Aussehens machte sie verlegen.

Ihr Schlafzimmer war ungeheizt, weshalb sie sich gern vor dem Feuer in ihrem Wohnzimmer, einem abgetrennten Teil der Küche, auszog und fürs Zubettgehen fertig machte; dazu schaltete sie jedoch stets den Fernseher ab; um nichts in der Welt hätte sie sich vor einem Schauspieler, Ansager oder einem jener Geistlichen, die zum Tagesausklang immer ein paar ermutigende Worte sprachen, ausgezogen.

Und man sah Milly auch nie in Begleitung eines Mannes gehen. Zwar blieb sie wohl einmal auf der Straße stehen, um sich mit einem Nachbarn zu unterhalten, auch wenn es ein Mann war, und sie mochte einen Mann, den sie kannte, auch von der Haustür zu seinem Wagen begleiten und ihm nachwinken. Nie aber würde sie mit ihm auch nur ein Stück über die Straße gehen. Sie war seit zehn Jahren Witwe. Ich denke mir, dass sie da irgendeiner Regel aus Kindertagen gehorchte.

Einmal ging mir während eines Gesprächs auf, dass Milly, die drei Kinder geboren hatte, fest davon überzeugt war, man könne kein Kind empfangen, wenn man keinen Orgasmus gehabt habe – »dieses Gefühl«, sagte sie dazu. Ich widersprach nicht. Ich zog nicht einmal Schlüsse auf Millys Eheleben und mochte an die Frage, ob Milly umgekehrt auch glaubte, ein Orgasmus führe unweigerlich zu einem Kind, lieber nicht rühren.

Der Verlag, in dem ich arbeitete, befand sich in einem umgebauten Queen-Anne-Gebäude, das mittlerweile abgerissen wurde, um einem kahlen Betonklotz abseits der

St. James's Street Platz zu machen. Es war die Ullswater and York Press, gemeinhin Ullswater Press genannt, einer dieser kleinen Verlage, die sich über die Widernisse des Krieges, namentlich Papierrationierung, Mangel an englischen Druckereien, fehlende Transportmöglichkeiten, um die Bücher von Druckereien im Ausland abzuholen, nur knapp hinweggerettet hatten; der Verlag hatte sich nur deshalb über Wasser gehalten, weil die Öffentlichkeit ganz versessen auf Bücher war, besonders jene ernsthaften Bücher, die man bei Ullswater Press feilbot. Damals wie heute waren Stellen in Verlagen sehr begehrt und, vielleicht eben deshalb, schlecht bezahlt. Dort also, im Parterre, wo sich das Gemeinschaftsbüro befand, lief aller Lärm des Tages ab. Dieser Raum, von dem ich mir vorstellen könnte, dass es früher zwei ineinander übergehende Salons gewesen sein müssen, beherbergte am einen Ende das Lektorat und am anderen eine Sortier-, Pack- und Versandabteilung. Dazwischen standen drei Schreibtische und eine Reihe Aktenschränke, und dort wurde getippt und abgelegt; die beiden jungen Mädchen, die das besorgten, bekamen manchmal Gesellschaft von Cathy, der Buchhalterin, die mit ihren Rechnungsstapeln von oben aus der Buchhaltung kam, wenn der Chefbuchhalter allein sein oder mit einem Besucher unter vier Augen reden wollte.

In diesen Monaten, den letzten vor dem Zusammenbruch des Verlages Ullswater and York, wollte der Chefbuchhalter oft ungestört sein. Wenn er Cathy zu uns herunterschickte, spekulierten wir unter uns, wer wohl der Besucher war. Jemand, der nichts Gutes verhieß. Cathy, die schon viel länger im Verlag war als wir alle, verriet es uns

nicht. »Ist es endlich der Gerichtsvollzieher, Cathy?« Keine Antwort. Sie war irgendwo zwischen fünfzig und siebzig Jahre alt und hatte ein runzliges, rötliches Gesicht, schütteres Haar, was vielleicht vom dauernden Färben kam, und so dicke Brillengläser, wie ich sie davor und danach nie mehr gesehen habe. Cathy senkte den Kopf mit den spärlichen Haaren, die an den Wurzeln rötlich und grau, an den Spitzen schwarz waren, über ihre Rechnungen und murmelte vor sich hin, bis wir ihr eine Tasse Tee mit einem Keks auf der Untertasse brachten, worauf sie mit einem dankbaren Lächeln aufsah, das zum Anlass in keinem Verhältnis stand. Wenn Cathy mit fremdländischem Akzent in den allgemeinen Lärm hineinsprach, krächzte ihre Stimme. Sie war in den Dreißigerjahren in einem deutschen Konzentrationslager gewesen und davongekommen.

Der Name des Verlags, Ullswater and York, hatte keine geografische Bedeutung. Die beiden Gesellschafter waren eben ein Mr Ullswater und ein Mr York. Zwei weitere Vorstandsmitglieder und Anteilseigner waren in das Unternehmen eingetreten. Mr Ullswater, mit Abstand der ältere der beiden Gesellschafter, lebte mittlerweile fast im Ruhestand. Er verbrachte seine Zeit auf dem Lande und kam einmal monatlich zu einer Vorstandssitzung. Er trug Bowler und Tweedanzug, im Winter einen grauen Mantel. Dann kam er, groß und weißhaarig, mit breitem Gesicht und stets liebenswürdig, im Taxi vorgefahren und stieg gemächlich die Treppen empor. Nur wenn er wieder ging, hatte er es immer eilig und marschierte, so schnell er konnte, um die Ecke in seinen Club. Martin York war ein rundgesichtiger, vierschrötiger Mann um die Vierzig.

Mein letztes Wochengehalt habe ich nie bekommen. Die Firma schuldet mir sieben Pfund im Geldwert von 1954. Dass in unserem großen Gemeinschaftsbüro ein solcher Lärm herrschte, konnte durchaus daher rühren, dass wir nach Art primitiver Stämme die bösen Geister fernhalten wollten. Sie kamen dann doch, und Martin York musste wegen vielfacher Fälschungen und anderer Betrügereien ins Gefängnis, aber wir Angestellten sahen, obwohl wir wussten, dass die Firma wackelte, die nähere Zukunft noch nicht ganz so dramatisch. Wir dachten nur, dass wir uns wohl demnächst nach anderen Stellen umsehen müssten, und bis dahin machten wir eben unsere Arbeit weiter.

Unsere Stenotypistin hieß Ivy, ein hochgewachsenes Mädchen frisch von der Sekretärinnenschule. Mary, die Bürogehilfin, war sechzehn Jahre alt und von der Schule geradewegs zu uns gekommen. Packer und Sortierer war ein junger Mann namens Patrick, und ich war, wie üblich, Mrs Hawkins: Mädchen für alles, Korrekturleserin, Gutachterin und Sekretärinnenersatz, als Mr Yorks und Mr Ullswaters jeweilige Sekretärinnen durch Heirat ausschieden und nie ersetzt wurden.